

Geschichten (in alphabetischer Reihenfolge)

1. <i>Tina Arndt</i>	S. 1
2. <i>Heidi Baumann</i>	S. 2
3. <i>Agnes Dudler</i>	S. 6
4. <i>Elisabeth Haines</i>	S. 8
5. <i>Ulrike Klens</i>	S.11
6. <i>Siggi Richter</i>	S.13
7. <i>Karin Schüler</i>	S.16

1. Wie kam ich zum Feminismus? Wie war mein Weg in die Frauengruppe? Wie wurde ich Feministin? (2020) *Tina Arndt*

Das Rechtschreibprogramm meines Laptops sagt mir, das Wort „Feministin“ sei ihm nicht bekannt. Also habe ich es seinem Repertoire erstmal hinzugefügt. So einfach war es in meinem Leben nicht.

1975: Ich will für die SPD für den Stadtrat in Königswinter kandidieren. In der Veranstaltung, in der die KandidatInnen gekürt werden, fragt mich eine Teilnehmerin, was ich denn von der „Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen“ (ASF) halte. Gar nichts, antworte ich. Und wahrscheinlich habe ich sowas wie „Politik ist für Männer und Frauen gleich, da braucht man nicht eine Extra-Gruppierung“ hinzugefügt. Viel später erzählte sie mir – ich habe ihren Namen vergessen – sie wäre Vorsitzende der ASF in Bonn, und sie hätte mich trotz meiner Antwort gewählt, was ich ihr hoch angerechnet habe.

Mein Flyer für den Wahlkampf begann mit den Worten: „Liebe Bürger“. Tatsächlich war mir die „Frauenfrage“ nie begegnet – würde ich behaupten. Aber mit meinem Blick auf die Zeit damals denke ich, ich wollte sie nicht wahrhaben. Ich hatte kein gutes Frauenbild, ich tendierte eher zur Verächtlichkeit. Wie war das möglich?

Als ich geboren wurde, war mein Vater so enttäuscht, dass er mich gar nicht sehen wollte. Das änderte sich später, und ich glaube wirklich, dass er mich sehr liebte. Mit Sicherheit bin ich eine Vatertochter – aber eben eine mit Makel. Ich wollte kein Mädchen sein, ich wollte sein wie meine Brüder, wie die Jungs um mich herum. Und so benahm ich mich, und so verachtete ich die Mädchen.

Was war mit meiner Mutter? Sie war nicht das Hausmütterchen, deren Rolle mich hätte abstoßen können. Sie war Ärztin! Während der Nazizeit, im Krieg, in der Nachkriegszeit – sie hat Ungeheuerliches geleistet. Aber ich habe das damals nicht anerkannt, nicht wertgeschätzt. Ich konnte keine enge Bindung zu ihr entwickeln, sicher nicht nur, weil sie immer weg war, immer für andere da, nicht für uns Kinder. Wahr-

scheinlich auch, weil sie eben eine Frau war. Alles, was Jungs und Männer taten, war für mich attraktiver.

Soviel dazu. 1964 hatte ich geheiratet, 1969 wurde mein Sohn geboren – natürlich ein Sohn! Ich hätte mir im Traum nicht vorstellen können, eine Tochter zu haben! Und als er 7 Jahre alt war, 1976, trennten sich sein Vater und ich. Ich war jetzt alleinerziehende Mutter. Das fand ich gar nicht so schlecht. Ich war ziemlich überzeugt, ihm auch den Vater ersetzen zu können.

Auf den „Montag-Club“ und auf Hannelore Fuchs hatte mich irgendwann schon mal mein Mann hingewiesen. Und dann meldete ich mich bei ihr. Ich besuchte die Veranstaltungen und war begeistert. Und in dieser Zeit habe ich wohl auch das Buch „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen“ von Alice Schwarzer gelesen. Und das war der Durchbruch. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Ich war sicher immer noch nicht begeistert, zu dieser Spezies Mensch zu gehören, aber ich verstand vieles. Und die Gruppe des „Montag-Club“, „Raus aus der diktierten Rolle“, verfestigte mein neues Selbstverständnis.

Meine Freundin Charlotte, mit der ich bei „Amaryllis“¹ wohnte, und die im letzten Jahr starb, schenkte mir das kleine silberne Frauenzeichen. Ich traute mich noch nicht, es zu tragen. Aber eines Tages traf ich Karin Glaser im Aufzug des Langen Eugen. Sie trug ein schwarzes Kleid und – das Frauenzeichen. Ich war sprachlos. Soviel Mut!

Bundestagswahl 1980. Ich weiß nicht mehr, auf welcher Veranstaltung wir diskutierten, was jetzt zu tun sei, nachdem wieder so wenige Frauen in den Bundestag gewählt worden waren. Wahrscheinlich war es eine Veranstaltung des „Montag-Club“. Aber ich erinnere mich an das Gelächter, als die Idee aufkam, einen Kongress in der Stadthalle Bad Godesberg zu veranstalten. Ungläubigkeit, Zweifel. Aber wir haben es gemacht! We did it!

Und wie ich in die Kerngruppe kam, wie die „Fraueninitiative 6. Oktober“ entstand – all das weiß ich nicht mehr. Ich hoffe, durch die Berichte meiner Freundinnen meine Erinnerung wieder auffrischen zu können. Es war so eine großartige Zeit, die ich nicht missen möchte.

2. Wie ich Feministin wurde (2020)

Heidi Baumann

Als ich ein Mädchen war, hatte ich keine großen Zukunftspläne. Ein Leben als erwachsene Frau erschien mir wenig verheißungsvoll. Meine Oma, die bei uns lebte, war Hausfrau gewesen und hatte fünf Söhne groß gezogen, aber zwei Weltkriege

¹ Wohngenossenschaft mit rund 70 Menschen zwischen einem und achtzig Jahren in einer bunten Palette sozialer Lebensformen; Gründung: 2007; 3 Häuser mit 33 Wohneinheiten rechtsrheinisch

hatten ihr die Brüder, zwei Söhne und die Heimat genommen, jetzt war sie alt und ich hatte sie nie lachen hören. Auch das Hausfrauendasein, das meine Mutter mir vorlebte, fand ich nicht attraktiv: Tag für Tag kochen, sauber machen, Hausaufgaben der Kinder kontrollieren, nichts Spannendes erleben, finanziell abhängig sein. Ich wuchs in einer norddeutschen Kleinstadt auf, Bildungsbürgertum immerhin, aber der Horizont für eine Frau war eng. Wir hatten keinen Fernseher, ich kannte die Lebensbilder erwachsener Frauen nur aus der Schule, vom Tennisclub, aus der Nachbarschaft und aus dem Freundeskreis meiner Eltern. Entweder würde ich also einen tollen, interessanten, meinetwegen auch schwierigen Mann heiraten, oder ich würde Lehrerin werden, vielleicht sogar Schulleiterin, aber dann eben eine alte Jungfer bleiben.

Ich las sehr gern und liebte es, die Zahl meiner Bücher wachsen zu sehen, jedes Buch wurde stolz nummeriert. Und ich dachte mir gern Geschichten aus, die samstags auf der Kinderseite unserer Tageszeitung veröffentlicht wurden. Aber Schriftstellerin oder Journalistin zu werden, dazu fehlte mir der Mut. Ich stellte keine großen Fragen als junges Mädchen. Das wurde auch nicht von mir erwartet. Gute Leistungen in der Schule sollte ich schon bringen, Intelligenz und Bildung waren wichtig, denn der Mann, den ich eines Tages heiraten würde, wollte sich doch mit seiner Frau unterhalten können. Nach dem Abitur ging ich nach Hamburg an die Universität, studierte Deutsch und Geschichte und fühlte mich fremd und einsam. Ich absolvierte meine Vorlesungen, Übungen und Seminare und ließ mich von dem ganzen Betrieb, in dem fast ausschließlich Männer das Sagen hatten, einschüchtern. Als ich nach zwei Jahren in Freiburg weitermachte, um endlich aus dem Gesichtsfeld meiner Eltern zu verschwinden, fiel mir eines Nachmittags, als ich am Schaufenster einer Buchhandlung stehen geblieben war, ein grüner Suhrkampfband ins Auge: „Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik“, geschrieben von der Soziologin Helge Pross, 1969. Ich habe den Inhalt ihrer Untersuchung längst vergessen, nicht aber den Moment, in dem ich erfasste, dass es hier um mich ging – und um den gesellschaftlichen Konsens, dass sich zu viel Aufwand um die Bildung von Mädchen eigentlich nicht lohnt. Nach vier Jahren Studium fühlte ich mich zum ersten Mal gemeint.

Mittlerweile hatte die Studentenbewegung auch die Uni Freiburg erreicht und den 1000-jährigen Muff unter den Talaren aufgewirbelt. In den Seminaren wurde Gruppenarbeit eingeführt, ich begann mich auseinander zu setzen mit der Kapitalismuskritik, der Nazidiktatur, dem Vietnamkrieg, der antiautoritären Erziehung, dem Sozialismus als Zukunftsperspektive. Gleichzeitig hatte ich mich endlich mal wieder richtig verliebt und lebte ständig in der Angst, schwanger zu werden. Es gab jetzt die Pille, aber ich wusste nicht, wie ich dran kommen sollte, denn sie wurde jungen Frauen nicht einfach so ohne Grund verschrieben. Mein Freund besorgte ab und zu ein Päckchen über einen Kollegen seines Vaters, der nicht viel fragte. Wir waren 22, 23 Jahre alt.

1969/70 ging ich für ein Studienjahr in die USA nach St. Louis, Missouri, und lernte: Es gab nicht nur die Neue Linke und den Kampf gegen den Vietnamkrieg, sondern auch

die Bewegung gegen den Rassismus – Black Power – und die Bewegung gegen die Unterdrückung der Frau – Women's Lib. Ob es eine Frauenbewegung auch in Deutschland gab? Noch hatte ich kaum eine Vorstellung von den Zielen der Frauenbewegung, aber dass es um die Veränderung der Gesellschaft aus der Perspektive der Frau gehen würde, das inspirierte mich.

Aber so schnell ging es dann nicht. Ich kam zurück nach Deutschland, nach Heidelberg, in die Arme meines Freundes. Wir gaben uns als Verlobte aus und zogen zusammen, wir bereiteten uns aufs Examen vor und planten unsere Hochzeit. Zwei Jahre später war ich Ehefrau und Lehrerin und ich ließ mir die Pille verschreiben. Laut Gesetz brauchte ich zu dieser Zeit, 1973, die Zustimmung meines Mannes, um einen Beruf auszuüben. Wir lachten darüber, fühlten uns erhaben über eine Ordnung, die zu unterstützen ich am Beginn meiner Referendarzeit zwar schwören musste, die wir aber längst in Frage gestellt hatten. Ich wusste noch nicht, dass ich meinen Mann bald sehr schwierig finden würde, aber ich spürte sehr schnell, dass mich mein Beruf, der mir erlaubte, mit Kindern und Jugendlichen im Alter von 10 bis 20 Jahren die Sprache, die Literatur, die Geschichte, das Leben zu befragen, ganz ausfüllte. Mein Berufsleben ermöglichte mir zu wachsen, kreativ zu sein, mich zu emanzipieren. Kinder wollte ich erstmal ganz bestimmt nicht.

Ging ich deshalb in die Frauengruppe, die sich gerade zu dieser Zeit, Anfang der 70er Jahre, in Heidelberg gebildet hatte? Weil ich mich emanzipieren wollte? Ich habe kein klares Bild von der 27-Jährigen, die ich damals war, ich sehe sie einerseits engagiert und mit viel Energie ihren Berufsalltag anpacken, und ich sehe sie andererseits auf der Suche nach einer Identität an der Seite ihres Mannes, der sehr bestimmt seinen Weg ging, an seiner Promotion arbeitete, in linken Arbeitskreisen unterwegs war, beim Autofahren immer am Steuer saß und unser gemeinsames Leben organisierte. Ich kam nicht auf meine Kosten, an das Gefühl kann ich mich noch gut erinnern, meine Spaziergänge auf dem Philosophenweg machte ich oft allein. Mein Mann ermunterte mich, in die Frauengruppe zu gehen, ich würde selbstständiger werden und er würde freier sein.

Ich war in unserem Freundeskreis die einzige, die sich für die Frauenbewegung interessierte und die sich einer der Frauengruppen anschloss, die Anfang der 70er ja gerade erst entstanden. Was suchte ich dort? Was ergriff mich so stark, dass ich diesen Weg weiter ging und seither nicht mehr verlassen habe? Der Kampf gegen den § 218, um den es damals ging, war es nicht so unbedingt, auch nicht die Begeisterung für das Projekt, das die Gruppe verfolgte, nämlich ein Frauenhaus zu gründen. Eher der Stolz auf die Initiative, die Tatkraft, die diese jungen Frauen erfüllte, heute nennen wir das Empowerment, Selbstermächtigung.

Ich nahm teil an der ersten Heidelberger Frauendemonstration gegen den § 218, ungefähr hundert Frauen marschierten begleitet von ein paar Polizisten durch die enge Altstadt bis zur Frauenklinik. Ich musste meine Schüchternheit und die Angst,

von Passanten und Passantinnen ausgelacht zu werden, erst einmal überwinden, aber daraus erwuchs mir Selbstbewusstsein. Ich fuhr mit einer kleinen Delegation nach München zu einem Frauenkongress und staunte über die Selbstverständlichkeit, mit der Frauen ohne weiteres das Mikrofon ergriffen und nicht nur politische Teilhabe forderten. „Wir machen hier eine Kulturrevolution!“, verkündete eine Studentin, ich sehe sie noch vor mir, und das hörte sich für mich überwältigend an.

War es das Erlebnis, dass Frauen es wagen, in die Öffentlichkeit zu gehen und nichts weniger als eine Revolution zu fordern? War es eine erste Erfahrung von Solidarität unter Frauen – die es doch angeblich gar nicht gab? Uns einte etwas, das wir als „Feminismus“ begriffen: die Welt aus der Perspektive der Frauen zu betrachten, bewusst Partei zu ergreifen für Frauen. Auf den Infotischen lag eine Zeitschrift aus mit dem Titel „Der Feminist“, die sehr kritisch kommentiert wurde, ebenso wie der selbstbewusste Auftritt einer jungen Frau, die Alice Schwarzer hieß. Ich konnte beides erst viel später einordnen.

In diesen beiden Jahren 1973-1975 änderte sich die Perspektive auf mein Leben. „Das Private ist politisch“, hatte ich verstanden – ich wollte also mein Privatleben revolutionieren, ich wollte nicht in die Fußstapfen meiner Eltern treten, ein Häuschen bauen und das Glück in einer bürgerlichen Familie suchen. Die bürgerliche Familie stützte das Patriarchat und das Patriarchat hatte die Nazidiktatur gestützt – so sah ich die Zusammenhänge, und aus dieser Logik wollte ich ausbrechen. Mit dem Umzug nach Bonn – mein Mann hatte eine Stelle im Wirtschaftsministerium angenommen – verbanden wir eine Veränderung unseres Lebensentwurfs: Wir gründeten mit zwei anderen Ehepaaren eine Wohngemeinschaft am Beethovenplatz. Noch während wir uns in dieser neuen Lebensform ausprobierten, wurde ich unvermutet schwanger.

Ich war überrascht und ich war zugleich total stolz. In unserer Wohngemeinschaft lebten zwei kleine Kinder im Alter von zwei und vier Jahren, und wir hatten darüber gesprochen, dass diese neue Lebensform doch auch für uns die Perspektive bieten könnte, Kinder zu bekommen. Aber konkret geplant hatten wir nichts. Jetzt war ich stolz darauf, dass ich Mutter werden würde. Andererseits wollte ich unbedingt auch als Mutter mein Berufsleben fortführen und finanziell unabhängig bleiben. Auf diesem Weg brauchte ich die Unterstützung einer Frauengruppe, das spürte ich sehr deutlich. Und so machte ich mich eines Abends im Frühjahr 1976 mit meinem schwangeren Bauch auf zum „Bonner Frauenforum“ in der Endericher Straße, von dem ich auf einer Veranstaltung zum „Jahr der Frau“ 1975 erfahren hatte.

Die Begegnung mit den Feministinnen im „Bonner Frauenforum“ hat mein Leben verändert. Ich traf auf Frauen, die sich zum Ziel gesetzt hatten, das Patriarchat zu stürzen, und die gleichzeitig auf der Suche nach ihrer Identität als Frauen waren – einer Identität, die sie selbst definierten, unabhängig vom männlichen Blick, der das Bild der Frau in allen Bereichen der Gesellschaft, der Kultur und der Politik beherrschte, sogar unseren eigenen Blick auf uns selbst.

Wir bildeten Selbsterfahrungsgruppen und Arbeitskreise, in denen wir feministische Theorien diskutierten, wir gingen in die Öffentlichkeit mit feministischen Aktionen, wir veranstalteten Diskussionsabende im neu gegründeten Frauenbuchladen „Nora“ zu Neuerscheinungen in der noch sehr übersichtlichen Sparte der „Frauenliteratur“, und wir gründeten 1980 zusammen mit Frauen aus der SPD die bundesweite „Fraueninitiative 6. Oktober“.

Ich war neben meinem Berufsleben und meinem Leben als Mutter zur feministischen Aktivistin geworden, und ich habe mich immer noch nicht ganz zur Ruhe gesetzt.

3. Mein Einstieg in die Frauenbewegung – ein lebensverändernder Schritt (2020)

Agnes Dudler

„Das neue Mädchen Agnes fragt im linken Buchladen in Köln in der Zülpicher Straße, ob sie die Zeitschrift *Frauenforum* [...] auslegen“. So steht es im Protokoll von meiner ersten Sitzung im „Frauenforum Bonn“. Die Herausgeberin Hannelore Mabry (mit dem Wunsch eine Frauenpartei zu gründen) war eine etwas unheimliche Größe des „Münchner Frauenforums“, nach dem sich das „Bonner Frauenforum“ benannt hat.

„Da sind sie! Es gibt sie doch!“ war meine Reaktion auf die gut zwanzig Frauen des „Frauenforum Bonn“, als ich Ende Juli/Anfang August 1974 zum ersten Mal dorthin ging. Sie trafen sich jeden Dienstagabend im Hotel „Esplanade“ in der Colmantstraße. Mit einem zehn Punkte Manifest unter der Überschrift „Wir sind nicht gegen Männer, aber gegen die Männergesellschaft, die uns unterdrückt und benachteiligt!“ war die Gruppe an die Öffentlichkeit gegangen. Eine Kommilitonin, die wie ich in Bonn ein politisches Zuhause suchte, hatte das Blatt mitgenommen und machte mich darauf aufmerksam. Welch ein Glück!

Ich war damals 27 Jahre alt, hatte nach gut sechs Jahren IBM und dreijähriger Ehe beides gekündigt und den Schritt in eine ungewisse Zukunft gewagt. Ich hatte einen sehr gut bezahlten Job mit besten Aufstiegschancen bei der IBM drangegeben und eine gar nicht so schlechte Ehe, in der ich mich trotzdem zunehmend eingeengt fühlte. Sie drohte in die Sackgasse von Hausfrau und Mutterdasein zu führen. So kam ich 1973 zum Studium der Pädagogik nach Bonn und hatte dank meines vorletzten (und ersten großen Projektes bei IBM) einen Beratungsvertrag bei einer großen Düsseldorfer Versicherung, der mir mein Studium und später meine Zusatzausbildungen ermöglichte.

Von klein auf war ich als Mädchen wegen meiner lebendigen Art und meinem Ärger auf die ungerechte Bevorzugung meiner Brüder angeeckt: Krause Haare, krauser Sinn, steckt der Teufel mittendrin. „Du wirst schon sehen, wohin du mit deinen Ideen kommst.“ gehörte zu den Drohungen, mit denen ich aufwuchs. Nach Esther Vilar, die

damals als Antifeministin bekannt wurde, gehörte ich zu den Frauen, die nur die Rosinen aus dem Kuchen beanspruchen, wenn sie berufstätig und Mutter sein wollten. Jetzt sah ich mich bestätigt. Ich war nicht allein empört, als Mädchen abgewertet zu werden, hier waren viele, sehr unterschiedliche Frauen, die mehr vom Leben wollten als eines im Dienst von Männern und Tradition. Damit waren die Weichen gestellt in eine stärker selbstbestimmte Zukunft: Ich kam und blieb bis heute.

Welche Begeisterung und welchen Schwung löste die Frauenbewegung in mir aus und was machten wir für tolle Aktionen. Ein völlig neues Lern- und Betätigungsfeld tat sich auf. Die Gruppe wuchs und wuchs – und schrumpfte später auch wieder.

Im September desselben Jahres kamen mit Marieluise Janssen-Jurreit und Margret Meyer zwei Journalistinnen in unsere Gruppe, die unsere Öffentlichkeitsarbeit und unsere fantasievollen Aktionen der nächsten Jahre beeinflussten und beflügelten.

Im Spätherbst gab es eine Tagung zusammen mit den Münchner Frauen; schwer beeindruckt haben mich damals Gesine Stempel von „Brot und Rosen“ aus Berlin und eine ältere Frau, die seit den 30er Jahren für Frauenrechte kämpfte.

1975 wurde zum „Jahr der Frau“ erklärt. Marie Janssen-Jurreit hatte einen gepfefferten offenen Brief verfasst und am Tag vor der offiziellen Eröffnungsveranstaltung in der Beethovenhalle an Annemarie Renger, damals Präsidentin des Deutschen Bundestages, und an die Presse geschickt. Wir hatten uns als Trümmerfrauen verkleidet; ich hatte eine 20 Meter lange Kette besorgt, an die wir uns banden zusammen mit Kochlöffeln, Pfannen und Töpfen, die bei jedem Schritt schepperten. So marschierten wir am Morgen des 10. Januar vor der Beethovenhalle auf – als spontane Demonstration, die nicht angemeldet werden muss, wie uns Barbelies Wiegmann, unsere kundige Juristin, informiert hatte; genehmigt worden wäre sie wahrscheinlich nicht. Annemarie Renger kam wutentbrannt auf uns zu, zeigte mit dem Finger auf mich und schimpfte: „Tut lieber etwas, als hier andere zu stören.“ Neben mir stand ein Polizist. Ein Foto dieser Szene erschien am 11. Januar auf der Titelseite von achtzehn regionalen Zeitungen. Reaktion meines ehemaligen Rechenzentrumsleiters bei der IBM: „Diese Frauenrechtlerin braucht hier nicht mehr herzukommen.“ Mein Exmann: „Was habe ich dir getan, dass du so etwas machst. Ich muss mich ja vor den Nachbarn schämen.“ Mein ältester Bruder: „Das hast du doch wirklich nicht nötig.“ Meine Eltern waren schwer besorgt und erkundigten sich bei meinen Schwestern, ob ich etwa zu den Terroristen der RAF gehörte.

Ein ereignisreiches Jahr hatte begonnen: Ich zog in meine erste WG in der Dorotheenstraße. Dort gab es ein großes Sommerfest mit Männern und der Genugtuung, dass die sich als Anhängsel ihrer Frau erlebten und um Aufmerksamkeit bemühten: „Ich bin NN, der Mann von Hildegard.“ Außerdem begann ich im Herbst 1975 mit einer Ausbildung in Psychodrama, die mein Leben ähnlich nachhaltig beeinflusst hat wie die Frauenbewegung.

Zu § 218 organisierten wir mehrere Aktionen, eine auf dem Marktplatz mit Ina Deter. Als sie ihren Song „Ich habe abgetrieben“ sang, wurde hinter ihr ein Eimer Frauenblut (roter Tapetenkleister) vergossen, während einige, als Karlsruher Richter verkleidet, einen goldenen Pimmel hochhielten. Unsere Gruppe hatte viel Zulauf, bald waren größere Räume nötig und das „Esplanade“ als SPD-nahes Haus wollte uns auch nicht mehr. So wurden wir ab Ende 1975 Untermieterinnen bei der „Gay Liberation Front“ in einem Laden in der Endericher Straße. Weiter gab es tolle Aktionen, Consciousness-raising-Gruppen und eine andere Organisationsstruktur. Und einen Büchertisch, den ich lange eifrig bestritt. Wie waren wir stolz auf die ersten feministischen Publikationen. Schon oft habe ich erzählt, dass die gesamte damals publizierte Frauenliteratur, die ich anschleppte, zunächst nur einen, später knapp zwei Bananenkartons füllte. Dabei waren die wichtigsten Werke jeweils in mehreren Exemplaren vorhanden.

Die Idee der Selbsterfahrungsgruppen hatten wir von amerikanischen Vorbildern übernommen. Erst viel später wurde mir deutlich, wie viel zutreffender die englische Bezeichnung war: Consciousness raising = Bewusstsein wecken. Nicht nur mir ging es so, dass ich viel besser wusste, was ich nicht wollte, als das, was ich wollte. Das herauszufinden war ein langer Weg.

4. Wie ich zur Frauenbewegung kam (2020)

Elisabeth Haines

In unserer Familie waren nur Mädchen, so dass es keinen Vergleich mit Jungen gab. Von uns wurde erfolgreiches Lernen und ein eigenständiges Leben erwartet. „Du heiratest ja doch“ gab es nicht.

Im Gymnasium herrschte die Auffassung „Mädchen können kein Mathe. Meine Freundin und ich bewiesen das Gegenteil.“

Weitere Diskriminierungserfahrungen sammelte ich, als ich mich nach dem Abitur bei Bayer erkundigte, welche beruflichen Möglichkeiten sich für Chemikerinnen in ihrem Betrieb ergeben. Man antwortete mir, dass man keine Chemikerinnen einstelle, weil die Arbeit zu schwer für Frauen sei. Im Werk arbeiteten Frauen nur als Laborantinnen. Weiter ging es damit, dass für den gehobenen Justizdienst, für den ich mich entschied, Frauen nur mit einem deutlich besseren Notendurchschnitt als Männer genommen wurden. Und zu Beginn des Studiums erklärten mir meine Kommilitonen gönnerhaft, dass sie mir bei meinen Hausarbeiten helfen würden und dann überrascht waren, dass ich alleine bessere schrieb als sie.

Nach meinem Berufseinstieg, wo ich im Kanzleramt eine von drei Frauen im höheren Dienst war, suchte Katharina Focke, die 1972 nach der „Willy-Wahl“ Jugend-, Familien- und Gesundheitsministerin wurde, und die Aufgabe bekam, eine Frauenpolitik für die Bundesregierung zu entwickeln, Mitarbeitende für das neu zu gründen-

de Frauenreferat. Zunächst sollte eine Abteilungsleiterin aus dem DGB die Leitung des Referats übernehmen. Das zerschlug sich aber, weil Focke nicht mit ihr konnte und so kam sie auf mich, da sie mich aus dem Kanzleramt kannte. Mir erschien die Aufgabe nach meinen Erfahrungen eine reizvolle Herausforderung. So kam ich also in das Familienministerium in die Familienabteilung. Dem Referat gehörten außer mir eine vom WDR beurlaubte Journalistin und ein Sachbearbeiter an, der gegen seinen Willen in dieses Referat versetzt wurde. Wir hatten einen Etat von 3 Mio. DM, die noch im selben Jahr ausgegeben werden mussten. Uns wurde schnell klar, dass dies äußerst schwierig sein würde. Außerdem galt es, das UN-Jahr der Frau (1975) im nächsten Jahr vorzubereiten.

Außer meinen oben geschilderten Erfahrungen hatte ich wenig Ahnung von Frauenpolitik. Da war mir zum Glück meine Referentin um einiges voraus. Gemeinsam haben wir uns zunächst in der Wissenschaft umgeschaut. Da gab es Helge Pross, die gerade ihre große Hausfrauenstudie für *Brigitte* präsentiert hatte, und Ursula Lehr, die uns auf Wissenslücken aufmerksam machten. Außerdem gab es den zweiten Familienbericht im Parlament, der weitere Handlungserfordernisse aufzeigte und natürlich waren da noch die Frauenverbände aus der ersten Frauenbewegung, die sich nach dem Ende des Dritten Reiches wieder gegründet hatten und uns bei der Suche nach sinnvoller Politik für Frauen unterstützten. Nicht zu vergessen *Emma* und *Courage*, die uns die neue Frauenbewegung nahe brachten. So beriefen wir als deren Vertretung „Brot und Rosen“ neben allen anderen, die wir für die Gleichberechtigung der Frauen in die Pflicht nehmen wollten, in das Komitee zum Jahr der Frau. Obwohl uns die neue Frauenbewegung dafür schalt, dass auch der Arbeitgebervertreter Schleyer im Komitee saß, machte „Brot und Rosen“ mit.

Im Ministerium für Jugend, Familie und Gesundheit und natürlich in allen anderen Ministerien erst recht, die unsere Ideen umsetzen sollten, wurde mir schnell klar gemacht, dass Frauenpolitik das Unwichtigste und Hinterletzte sei. Nur unser direkter Zugang zu Katharina Focke verschaffte uns einigen Nachdruck. Ich könnte noch ewig weiterreden von diesen Erfahrungen. Sie bewirkten jedenfalls, dass ich nicht entmutigt wurde, sondern im Gegenteil umso hartnäckiger meine Ziele verfolgte. Es wurde jeden Tag deutlicher, das wir alleine – auch mit Fockes Unterstützung – nicht viel würden erreichen können. Also galt es Gleichgesinnte zu finden und sich mit ihnen zusammen zu tun.

Bei den Frauenverbänden fanden wir feine z.T. sehr gebildete Damen vor, die meinten, man müsse vorsichtig und schrittweise vorgehen, um nicht gleich zu scheitern. Sie leisteten ihre Arbeit vor allem ehrenamtlich und ohne ausreichendes Personal. Der „Deutsche Frauenrat“, der Dachverband dieser Frauenverbände bestand im Wesentlichen aus einem Zettelkasten unter dem Bett von Anneliese Glaser, die als ehrenamtliche Geschäftsführerin des Verbandes arbeitete. Da kamen uns unsere drei Millionen recht und wir haben mit 1 Mio. DM institutioneller Förderung für den Frauenrat und die anderen Frauenverbände versucht, diese durch die Ermöglichung der Einstellung

von Fachpersonal erst einmal artikulationsfähig zu machen. Unser Sachbearbeiter – inzwischen sehr engagiert für die Frauenrechte – hat da Großartiges geleistet, indem er den Verbänden bei der Antragstellung geholfen und sie so erst in die Lage versetzt hat, an die Gelder zu kommen. Gemeinsam haben wir uns an die Forderungen an die Politik herangetastet. Eine große Hilfe waren dabei die Gewerkschaftsfrauen, die sich ja schon lange in ihren Organisationen durchsetzen und den Männern ihre Positionen klar machen mussten.

Wirklich aufhorchen ließen mich aber die Gedanken, die von der neuen Frauenbewegung entwickelt und artikuliert wurden. Doch die Begegnung und die Entstehung einer Beziehung zu diesen Frauen gestaltete sich schwierig. Ich wurde in meiner großen Naivität als Repräsentantin eines Ministeriums und damit Teil des bestehenden Systems nicht mit offenen Armen aufgenommen, sondern äußerst misstrauisch begrüßt. Unsere mit so viel Mühe und Herzblut erkämpfte Eröffnungsveranstaltung zum Internationalen Jahr der Frau 1975 mit dem Bundespräsidenten wurde abgelehnt und Topfdeckel klappernde Frauen, Vertreterinnen der neuen Frauenbewegung, machten diese Veranstaltung erst berichtenswert für die abendliche Tagesschau. Dennoch wurde ich im Frühsommer ins „Bonner Frauenforum“ eingeladen, wo ich kurz vor meinem Mutterschaftsurlaub hochschwanger mit dem zweiten Kind erschien und versuchte, unsere Ansätze der Frauenpolitik darzustellen. Ein Anliegen war, die Frauen zu überzeugen, eine Rechtsform für ihre Arbeit zu finden, damit ich sie finanziell mit Bundesmitteln unterstützen könnte, ein für die „autonome“ Frauenbewegung schwieriges Unterfangen.

Da ich gleich nach meinem Mutterschaftsurlaub meine Arbeit im Frauenreferat wieder aufnahm, riss die Verbindung zu den Bonner Frauen nicht ab, zumal Barbelies Wiegmann auf meinen Vorschlag in die Berichtskommission für den neuen Frauenbericht vom Bundestag berufen wurde und wir dort eng zusammenarbeiteten. Am ersten Bonner Frauenkongress 1981 der „Fraueninitiative 6. Oktober“ habe ich mit großer Begeisterung mitgemacht, obwohl ich eigentlich den Grundsatz hatte, bei keiner Frauenorganisation als Mitglied mitzuarbeiten, um meine Neutralität zu wahren. Seit dieser Zeit war ich bei den Treffen der Bonner Frauen dabei und wurde Mitglied der „Dienstagsgruppe“ und bin es bis heute geblieben.

Für mich war diese Gruppe während meiner ganzen beruflichen Tätigkeit Rückhalt und Vergewisserung, dass es unerlässlich ist, für die Rechte der Frauen zu kämpfen. Hier habe ich Kraft getankt, Freundschaft und Nähe erfahren, viel gelernt, wurde auch verunsichert; aber habe immer wieder neue Anregungen empfangen und manches Mal auch selbst eingebracht. Wie viel Spaß haben mir unsere Aktionen gemacht! Noch gerne erinnere ich mich, wie Anneliese, Gerlinde (Amsel) und ich am frühen Morgen in Duisdorf und Medinghoven Wahlplakate mit unseren frechen Sprüchen überklebt haben!

5. Wie ich Feministin wurde – Eine radikale Wende (2024) *Ulrike Klens*

Ich bin in einer konservativ-katholischen, bürgerlichen Familie aufgewachsen mit zwei älteren Schwestern und einem jüngeren Bruder. Für meine Eltern, die beide Abitur hatten, war es selbstverständlich, dass wir Mädchen studieren und einen Beruf erlernen. Meine Mutter konnte keine Universität besuchen, weil das Geld zu Hause nur für das Studium ihrer Brüder reichte. Vor ihrer Heirat war sie mehr als zehn Jahre berufstätig. Mein Vater hatte auch nicht studiert, sich aber, aus ärmlichen ländlichen Verhältnissen kommend, aus eigener Kraft hochgearbeitet und Karriere gemacht. Nach ihrer Heirat war meine Mutter Hausfrau, bis sie nach mehr als zwanzig Jahren gegen den Willen meines Vaters wieder eine Teilzeittätigkeit aufnahm. Meine Mutter war stark und selbstbewusst und spielte in unserer Familie die dominierende Rolle.

Als Mädchen wurde mir zu Hause nie vermittelt, dass das weibliche Geschlecht minderwertig sei. Mein Bruder wurde genauso zur Hilfe im Haushalt angehalten wie ich. Meine schulischen Erfolge wurden gewürdigt und meine sportlichen Ambitionen gefördert. Für die Zukunft stellte ich mir als Kind vor, Nobelpreisträgerin wie Marie Curie oder Olympiasiegerin zu werden. Dazu wünschte ich mir eine Familie mit vielen Kindern. Ich sah keine Konflikte zwischen meinen Zielen. Dass ich ein wildes und neugieriges Kind war, wurde zu Hause akzeptiert. An meinem Aussehen wurde die Natürlichkeit hervorgehoben. Ich wurde nie dazu angehalten, meine Weiblichkeit besonders zu betonen. Mit 11, 12 Jahren wünschte ich mir z.B. sehnlichst einen Cordanzug, den es bei uns vor Ort nicht zu kaufen gab. Meine Eltern fuhren deshalb mit mir extra in ein weit entferntes Einkaufszentrum. Das Pfeifen versuchte meine Mutter mir allerdings mit dem Spruch „Mädchen, die pfeifen, und Hühnern, die krähen, soll man beizeiten die Häse umdrehen“ abzugewöhnen.

Ich besuchte zwei Mädchengymnasien, wo ich keine Diskriminierung erlebte. Mein Wunsch, Mathematik zu studieren, wurde von meiner Mutter bestärkt, die selbst eine Vorliebe für dieses Fach hatte. Ohne mir bewusst zu sein, dass ich nicht gemeint war, identifizierte ich mich in Filmen und Büchern mit den männlichen Helden. Nur die Lektüre von „Trotzkopf“, die mich seinerzeit aufwühlte, kratzte an meinem Selbstbild.

Als ich 1977 nach Bonn an die Uni kam – ich studierte Mathematik und später auch Philosophie – erlebte ich zum ersten Mal, dass mir nicht die gleichen Fähigkeiten wie den Männern zugesprochen wurden. Frauen waren in beiden Fächern in der absoluten Minderheit. Ein Kommilitone fragte mich, ob mir abstraktes Denken, wie es die Philosophie verlange, als weiblicher Person überhaupt läge. Meine Mathematik-Mitstudenten fanden anders als ich die Prüfungen immer „einfach“, was mich stark verunsicherte, auch wenn ich oft besser abschnitt als sie oder sie sogar durchfielen.

In den ersten Semestern meines Studiums genoss ich vor allem meine Unabhängigkeit, die Freiheit, nicht mehr zu Hause zu wohnen. Ich war begeistert von der Internationalität, die ich in meinem Studierendenwohnheim erlebte. Ich engagierte mich in

linken Hochschulgruppen, fühlte mich dem „Sozialistischen Hochschulbund“ nahe und ließ mich als Vertreterin in die Fachschaft wählen. Ich reiste in die DDR und nach Moskau und Leningrad. Die Frauenfrage hatte ich nicht auf dem Schirm.

Eine Freundin machte mich auf die gerade neu erschienene feministische Zeitschrift „Emma“ aufmerksam. Sie lieh mir das Buch von Cheryl Benard und Edit Schlaffer „Der Mann auf der Straße“ aus, das mir vor Augen führte, dass die Beziehungen zwischen den Geschlechtern durch Ungleichheit und Macht gekennzeichnet sind. Ich las das Buch von Alice Schwarzer „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen“ und war entsetzt, wie die Beziehungen zwischen Männern und Frauen sich darstellten. Ich selbst hatte noch keine langjährigen Erfahrungen mit Männern. Meine diversen Beziehungen hatten ein Jahr nie überdauert. Mir fiel das Buch von Annegret Stopczyk „Was Philosophen über Frauen denken“ in die Hände. Ich konnte nicht fassen, was ich dort von den „großen“ Denkern über das weibliche Geschlecht lesen musste.

1980 lernte ich meine jetzige Frau in Bonn kennen, die zu diesem Zeitpunkt schon in der spanischen Frauenbewegung aktiv war. In Valencia besuchte ich mit ihr zum ersten Mal ein Frauencafé, war von der Atmosphäre und den Diskussionen begeistert, lernte zum ersten Mal andere Lesben kennen.

Zurück in Bonn wollte ich daran anknüpfen und suchte den Kontakt zur Bonner Frauenbewegung. Ich besuchte den Frauenbuchladen „Nora“, kam mit den Frauen ins Gespräch. Mein Interesse wuchs und schließlich wollte ich in diesem Projekt mitarbeiten. Das war nicht ganz einfach, denn der Andrang war so groß, dass Interessentinnen ein „Vorstellungsgespräch“ absolvieren mussten. Danach suchten sich die Buchladefrauen geeignete Bewerberinnen aus. Ich hatte Glück, wurde genommen und blieb zehn Jahre. Da der Frauenbuchladen eine Anlaufstelle war, geriet ich mitten hinein in die Bonner Frauenbewegung. Ich bekam alles mit, was gerade aktuell war, was an spannenden Veranstaltungen lief, organisierte aktiv mit, lernte tolle Frauen kennen und erfuhr direkt von allen feministischen Neuerscheinungen.

Durch das Bewusstwerden und Ausleben meines Lesbischseins sah ich die Welt aus einer mir ganz neuen Perspektive. Mir fiel auf, dass die Gesellschaft massiv durchdrungen ist von „Heteronormativität“, in der sexuelle Beziehungen zwischen Mann und Frau zur Norm gemacht werden, wobei der Mann die Machtposition besetzt. Die gesamte Alltagskultur wird dadurch organisiert. Ich konnte die Erfahrung machen, wie befreiend es ist, daraus auszubrechen!

Mein Leben spielte sich in der Frauenszene ab, hier fühlte ich mich Zuhause, hier fand ich selbstbewusste Frauen, die ähnlich lebten und dachten wie ich. Über das frauenpolitische Engagement hinaus war die Stimmung geprägt von besonderer Nähe zueinander. Wie glücklich fühlte ich mich auf den großen rauschenden Frauenfesten dieser Zeit! Diese gegenseitige Zugewandtheit hatte ich vorher nicht vermisst, weil

ich sie gar nicht kannte. Heute sage ich mit Gerburg Jahnke „Ich hatte ganz schlimm Feminismus, das geht nicht mehr weg.“

6. „Fraueninitiative 6. Oktober“ – Mein Weg zum Feminismus (2024)

Siggi Richter

Vieles musste sich ändern, besser werden im Leben der Frauen, das wusste ich. Aber wie? Was genau? Mit wem? Wodurch? Sehr diffus alles. Alice Schwarzers Buch vom kleinen Unterschied und seinen dramatischen Folgen schien erstmals einen Weg zu weisen: Frauen mussten sich zusammentun, sich organisieren, öffentlich laut und sichtbar werden. Aber diese Erkenntnis half (noch) nicht weiter. In meinem Kopf summte es, spukte es, „feministisch“ waren die Gedanken noch bei Weitem nicht; es fehlte ein Sortiergerüst, es fehlten Systematik und ein theoretischer Unter- wie auch Überbau.

Und dann gab es die „Fraueninitiative 6. Oktober“! Der erste Kongress dieses großartigen Frauenbündnisses zog im Jahr 1981 einige Hundert Feministinnen in die Stadthalle nach Bad Godesberg. Mich auch, zusammen mit Freundin Tina. Neugier und thematisches Interesse waren mein Motiv.

Hannelore Fuchs und andere politisch aktive, ungeduldige und kämpferische rotgrüne Frauen hatten die Initiative 1980 gemeinsam mit Vertreterinnen des „Bonner Frauenforums“, einem seit gut zehn Jahren existierenden Zusammenschluss autonomer Feministinnen, gegründet, alle müde des ewigen Redens von „Wir Frauen müssten doch mal, eigentlich, es wäre an der Zeit, das geht so nicht weiter ...“. Das Bündnis von Autonomen mit Frauen aus Parteien und Institutionen war ein bedeutendes Novum, bisher agierten sie überwiegend nebeneinander. Nun handelten sie gemeinsam, ergriffen im wahren Sinn des Wortes die Initiative und gründeten folgerichtig eine: „6. Oktober“. Das hörte sich ein bisschen nach dunkler sowjetischer Konspiration an, ging aber mit diesem ersten sommerlichen Bundeskongress schnell ans helle bundesrepublikanische Licht. Denn das wollten die Gründerinnen: in aller Öffentlichkeit zu sehen, zu hören – und zu fürchten sein. Die gesellschaftspolitische Anzuchterde, in die die feministischen Samenkörner geworfen wurden, versprach ein gutes Aufgehen und Wachsen: Die Initiative entstand im Zentrum bundesdeutscher Politik. Nicht nur Mitarbeiterinnen des Bundeshauses, sondern auch weibliche Abgeordnete stärkten und begrüßten das Tun und die Pläne der Gründungsfrauen und garantierten dadurch ein deutschlandweites frauenpolitisches Interesse; und die überregional vernetzten autonomen Frauengruppen stützten ihrerseits den „6. Oktober“. Der Name der Initiative erklärte sich aus dem Fakt, dass am 5. Oktober 1980 Bundestagswahl war, und vom nächsten Tag an, dem 6. Oktober, sollte die Frauenpolitik im ganzen Land ein nachdrücklich neues Schwergewicht und Gesicht bekommen.

Nun strömten also die Frauen nach Bad Godesberg, aufgeregte, bewegt und beglückt: So viele folgten, hier hatte offensichtlich eine neue feministische Politik ihre Geburtsstunde mit solch beeindruckender Außenwirkung – das Leben der Frauen würden wir in neue emanzipatorische Bahnen lenken. Anonyme Hasser hatten uns angegriffen, verbal und voller Schmähungen. Eine Nachricht ist mir noch heute in Erinnerung: Ihr Fotzenprotzer (heute würden wir gendern: -protzerinnen). Dieses Wort erstaunte mich, ich fand es einerseits durchaus phantasievoll, andererseits zum Kotzen sexistisch, ein Grund mehr für kraftvolle frauenpolitische Protest-Aktivitäten.

Der Kongress, es war meine erste politische Großveranstaltung dieser Art, wurde professionell organisiert und durchgeführt. Eine beachtliche Reihe politisch prominenter Frauen nahm teil, beispielsweise die von gläserner Durchsichtigkeit und großer nervöser Schwäche gezeichnete Petra Kelly, die sich kaum auf den Beinen halten konnte aber sofort die Worte ergriff in einem atemberaubenden Tempo, das das Verfolgen ihrer Reden schwierig machte, zumal auch die Akustik in der alten Godesberger Halle nicht die beste war. Ihr Auftritt war schon mal ein besonderes Stück Zeitgeschehen, das ich mit angehaltenem Atem verfolgte. Dann war da noch die Mutter von Alice Schwarzer, eine taffe ältere Dame. Sie saß inmitten der meist jüngeren Frauen und diskutierte, ganz im Sinne ihrer Tochter Alice, engagiert und kompetent mit. Etliche weibliche Abgeordnete nahmen teil, Professorinnen, Journalistinnen und Expertinnen auf vielerlei Gebieten, alle feministisch und alle begeistert, dass es hier ein Forum, ein Plenum gab, in dem sie ihre Erfahrungen, Forderungen, Pläne und umstürzlerischen Gedanken vortragen konnten und dafür jubelndes Echo empfangen.

Auch typisch für die Anfänge waren die mitunter offen eingestandenen Ängste, Unsicherheiten, die Scheu, sich vor einem dermaßen großen und kompetenten Publikum zu äußern („liebe Frauen, ich bin so unsicher, so aufgeregte, habe ja noch nie“ etc.), was jedes Mal mit warmem Beifall kommentiert und irgendwie ganz entzückend gefunden wurde. Solche Schwäche zeigen Männer öffentlich nie und habe ich auch niemals danach in gemischt geschlechtlichen Veranstaltungen erlebt. Da heißt es dann immer: Haltung bewahren und cool sein!

Ich war begeistert von der Kompetenz, Analysefähigkeit und der Fülle bereits konkret entwickelter Pläne und Konzepte vieler großartiger Frauen. Und manche meiner inneren Fragen beantworteten sich hier ganz von allein, nur durch das Zuhören und Verarbeiten des Gehörten. Ich konnte mich sortieren und meine eigenen Schwerpunkte durch die Beiträge der feministischen Elite definieren und verankern. Meine bis dahin eher diffusen Reflexionen über Emanzipation, Geschlechter-Ungerechtigkeit, Diskriminierung und Veränderungsperspektiven wirbelten nicht mehr unbeholfen in meinem aufnahmegerigen Kopf – sie bekamen Form und Farbe, Struktur und Klarheit. Dieser Kongress war meine persönliche „Marienerscheinung“.

Hier lernte ich auch den typischen Ablauf von Kongressen kennen, ihre Charakteristika, ihre Systeme: Bildung von Arbeitsgruppen, anschließend Vortrag der Ergebnisse im Plenum, danach Diskussion. Und prompt zeigten sich auch erste Unvereinbarkei-

ten in der großen feministischen Suppensaue. Es wurde heftig gestritten über das Wie, Was, Warum und Wohin. Allerdings, und auch das war neu für mich, nicht herabsetzend und verletzend, sondern sehr sachorientiert, wenngleich höchst konträr und ideologisch. Ein Hauptthema war „Lohn für Hausarbeit“, ein anderes „Frauen in die Bundeswehr“ sowie „Frauen und Sprache“, „Lohnungerechtigkeit“, „Sexuelle Gewalt“, „Antidiskriminierungsgesetz“ u.v.a. Ich beteiligte mich beim ersten Mal aus großer Unsicherheit heraus an keiner der Diskussionen, später dann intensiver in den Arbeitsgruppen, von denen ich „Frauen und Sprache“ gewählt hatte. Daraus entstand die wunderbare und viele Jahre wichtige Arbeit, einen „Initiative-Frauen-Presse-Dienst“ herauszugeben, den überwiegend Bundeshaus-Assistentinnen wie ich und Bonner Journalistinnen inhaltlich und redaktionell betreuten. Jahrelang saßen wir in Utes Küche, wählten und schnitten aus, klebten, formulierten (Zwischen)-Überschriften und freuten uns sehr über eine wachsende Abonnentinnen-Zahl auch bei nicht-privaten Organisationen und Institutionen. Zudem war ich mit verantwortlich für die redaktionelle Be- und Überarbeitung des Manifests der „Fraueninitiative“, quasi die Handlungs- und Denkanleitung für feministische Existenz, das „Werk-statt-Papier“.

Auffallend und anfangs irritierend neben vielem anderen war für mich auch die verhältnismäßig große Zahl von lesbischen Frauen in diesem geschützten Kongress-Raum. Bis dahin kannte ich in meinem Bundeswehr-geprägten Gesellschaftsleben (verheiratet mit einem Offizier) keine einzige, außer dass meine frühere Englisch- und Französisch-Lehrerin angeblich „was miteinander hatten“; das wurde aus Respekt vor ihrem Alter aber niemals ernsthaft thematisiert. Und bei den Kongressen traten sie nun in Vielzahl auf. Warum irritierend? Feministinnen waren wir alle (oder zumindest auf dem Weg dahin), und Emanzipation ist für mich eine Angelegenheit von allgemeiner geschlechterübergreifender Gerechtigkeit und den Menschenrechten, sie ist nicht nur ein Anliegen der Frauen. Aber, und auch das lernte ich auf den Kongressen, die sog. Komplizenschaft zwischen Frauen und Männern (die sich lieben) macht die Fortschritte bei der Emanzipation mitunter schwierig (der Feind in meinem Bett, der zugleich auch noch der Vater meiner Kinder ist!). Frauen in lesbischen Beziehungen benötigen daher keine Vorreden und langen Erklärungen – sie sind bereits als Paar im Zentrum von Erkenntnis und Umsetzungswillen. Und das erleichtert vieles!

Manches ist seitdem besser, d.h. gleichberechtigter geworden. Unser Ziel damals war, ebenso wie bei den 68ern, den Marsch durch die Institutionen anzutreten und uns überall mit unserem feministischen Gedankengut einzunisten und breit zu machen. Rhizome – das war unser Zauberwort. Wurzelarbeit, Ausbreitung, Unausrottbarkeit. Ich hatte z.B. das große berufliche Glück, in einem der ersten bundesdeutschen Frauenministerien, dem Hessischen Ministerium für Frauen, Arbeit und Sozialordnung, als Pressesprecherin die Entwicklung und Verabschiedung des Hessischen Gleichberechtigungsgesetzes begleiten und öffentlich machen zu können, damals auch eine der nachdrücklichen Forderungen der „Fraueninitiative 6. Oktober“.

Geglückt ist einiges, anderes hat sich wieder verflüchtigt. Geholfen hat die stetig gestiegene Bildungsbeteiligung von Mädchen und jungen Frauen; Aufklärung und breites Wissen helfen immer, gesellschaftspolitische Vorgänge zu vitalisieren. Gleichzeitig hat das Erreichen von gewissen beruflichen Karriere-Stufen auch dazu geführt, eine Art von Ignoranz und Dickfelligkeit zuzulassen. „Wir haben so viel erreicht, wir sind ja längst gleichberechtigt“, heißt es bei vielen Jüngeren. Das ist aber nur ein Bruchteil der Wahrheit. Gleichberechtigt sind Frauen und Männer trotz gewisser verbesserter Strukturen nach lange, lange nicht. Wir haben bisher einen kleinen Erdhügel abgetragen, der Riesenberg vor uns wartet weiter auf lebenslanges Schippen.

7. Mein Weg, Feminismus global zu denken (2020)

Karin Schüler

Vor fast genau 37 Jahren, im September 1983, bin ich zum ersten Mal ins Plenum der „Fraueninitiative 6. Oktober“ (FI) gegangen. Bei meinem Einzug im August 1983 in die Hausgemeinschaft der Kirschallee 6 hatte die FI schon einen Büro- und Versammlungsraum im Erdgeschoss angemietet. An der Eingangstür hing ein aufgeblätternes, dunkellila Faltblatt: „Wir sind Frauen| Wir sind viele| Wir sind die Hälfte der Menschheit| Wir wollen die Hälfte der Macht| Wir müssen das Patriarchat beenden| Bevor das Patriarchat die Welt zerstört.“ Mir wurde die FI sozusagen „ins Haus gelegt“. Welch ein Zufall, dachte ich.

Im April 1982, zurück aus Nicaragua, nach Aufenthalt mit dem „Deutschen Entwicklungsdienst“ (ded) in Afghanistan und Brasilien, hatte ich mich in Köln an der Fachschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik für das Fachabitur angemeldet. Mit dem Abschluss 1983 hatte ich mich entschieden, in Köln Sozialarbeit zu studieren und freute mich auf das neue Zusammenleben mit "Gleichgesinnten" in der Kirschallee in Bonn. Kontakte in die entwicklungspolitische Szene in Deutschland gaben mir Rückhalt und erleichterten mir das Zurückkommen. Und nun, nach dem "Schulstress" wollte ich mich nicht nur entwicklungspolitisch, sondern auch frauenpolitisch engagieren, was immer ich mir darunter vorstellte, war mir doch die bundesrepublikanische Welt in den letzten 12 Jahren sehr fremd geworden.

Warum ausgerechnet auch frauenpolitisch? In den Jahren als sogenannte Entwicklungshelferin war ich in den Bereichen Basic-Health und Mother-and-Child-Care tätig. Die Lebenswirklichkeiten von Menschen, insbesondere Frauen und Kindern aus ländlichen Bereichen waren dort mein Alltag.

Der „ded“ galt damals als „rote Armee von Erhard Eppler“, ein global-, links-, Umwelt- und an den Menschenrechten orientiertes SPD-Mitglied. Er wurde 1968 von Bundeskanzler Kiesinger als sogenannter Entwicklungshilfeminister ins Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit berufen und trat 1974 unter Bundeskanzler Schmidt wegen erheblicher Kürzungen seines Etats zurück. Im „ded“ fand sich über all die Jahre

ein Kreis von engagierten linkspolitisch, teil moderat, teils radikal eingestellten Menschen, denen ich mich politisch und emotional zugehörig fühlte. Wir orientierten uns an Vorbildern und Prozessen aus der Solidaritäts-Bewegung Südafrikas, an den Umstürzen in Tansania, an politischen Idolen wie Che Guevara und Fidel Castro, an der Theologie der Befreiung, geprägt von Helder Camara, und später an den Sandinisten und auch an Ernesto Cardenal (um nur einiges zu nennen).

Für Feminismus hatte ich damals keine politische Einordnung. Beim „ded“ waren starke Frauen und uns Frauen auch durchaus wohlgesinnte Männer. Wir haben energisch Position eingenommen für die Frauen in der 3. Welt (heute globaler Süden). Durch unseren Einblick und das Miterleben von Frauenwelten, die hier noch relativ unbekannt waren, hatten wir erstklassige überzeugende Argumente. Was hatten diese Erkenntnisse mit der 1. Welt zu tun? Dort waren die Ausbeuter, diejenigen, die durch ihre eurozentristisch auf Profit ausgerichtete Wirtschaft und ihre Waffen diese unleb- baren Lebenswirklichkeiten für Frauen und Kinder schufen und gleichzeitig bedroh- ten. Hier war mein Platz für meine politische Sozialisation. Aber im Feminismus?

1977 schickte mir eine Freundin aus Deutschland die beiden ersten *Emma*-Hefte nach Brasilien. Das Land war damals eine Militärdiktatur. Und der „ded“ war dort in auch in linken, widerständigen Projekten tätig. (Aber damit würde ich abweichen.) Ich las die *Emma* mit Interesse und Neugier, aber die Themen waren mir fremd: das Engage- ment für legalen Schwangerschaftsabbruch, die Hausfrauenzehe, die fehlende Präsenz von Frauen in der Politik. Aber es wurde auch schon über die noch Klitoris- Beschneidung genannte Genitalverstümmelung bei Mädchen und Frauen berichtet.

Nun, ich dachte mir, die Frauen dort haben Probleme, und wandte mich meinem Alltag zu. Aber ein kleines Feuer war in mir entflammt. Immerhin hatte ich mit Stolz bemerkt, dass 1976 Marie Schlei – eine seit 1949 in der SPD engagierte Frau mit einem ähnlichen „ungeraden“ Berufsweg wie ich – Bundesministerin für wirtschaftli- che Zusammenarbeit geworden war. Für mich war sie eine in der eigenen Partei ver- kannte linke Ministerin.

Und die kleine Flamme bekam Nahrung. Auch, als ich 1979 – ich glaube, es war vor meiner erneuten Ausreise 1980 nach Nicaragua – in Heidelberg zusammen mit einer Freundin zum ersten Mal einen Frauenbuchladen besuchte. Dort war ich beeindruckt von der offenen, frauensolidarischen, einladenden Atmosphäre, dem – so meine Erin- nerung – kleinen Angebot von lateinamerikanischer und afrikanischer Literatur von Frauen. Was war in Deutschland geschehen? Politisch engagierte Frauen hatten sich Räume geschaffen, in denen sie nicht nur politisierten, sondern sich auch gegenseitig emotional zuwandten. Das Politische war privat. Wer waren Frauen?

Mit diesem Erlebnis bekam ich einem anderen Blick auf ein mögliches globales, solidarisches Frauenengagement. Zuversichtlich ging ich nach Nicaragua, ein von den

Sandinisten befreites Land, in dem Frauen gekämpft hatten und nun auch beteiligt werden wollten. Und ich durfte dabei sein.

Und mit neuer Erfahrung ordnete ich Frauen nun in das globale, kapitalistisch-patriarchalische, rassistische System ein. War ich nun Feministin geworden? Die kleine Flamme war zu einem Feuer geworden. Mit dieser inneren Kraft öffnete ich die Tür in der Kirschallee 6, hinter der Sylvia Fels saß, und sie lud mich ein zu den Frauen der Fraueninitiative 6. Oktober.